

MARTIN A. HAINZ

Parallelweltkompetenz. Vom Lesen

Im Rahmen des Essays „Parallelweltkompetenz“ wird reflektiert, inwiefern Lesen von einer Welt entbindet, um – wie auch das Schreiben – in der Zeit Optionen aus den Stereotypen zu entwickeln, die man fälschlich schon Welt nennt.

„Die Lektüre ist ein anarchischer Akt. Die Interpretation, besonders die einzige richtige, ist dazu da, diesen Akt zu vereiteln“ (ENZENSBERGER 2009: 358); nun hat wohl ein jeder das Wort *Parallelwelt* schon einmal gehört – und von der Annahme, es gebe mehr oder minder von unserer Welt, unserem Universum abweichende Welten und Universen. Das ist ein Gedankenspiel der Physik, ob diese selbst es je belegen wird, sei dahingestellt. Die *Philologie* freilich – und mit ihr jeder Lesende – weiß, dass diese Parallelwelten existieren, wobei *Philologie* nicht die wissenschaftlichen Disziplinen meint und *Text* nicht auf *Literatur* einzuengen ist. Und mit *Parallelwelt* ist wie auch im Enzensberger-Zitat nicht gemeint, dass man lesend aus seiner Realität in eine Phantasie entschwindet, also das, was *Eskapismus* geheißt wird. Vielmehr mag es ja so sein, dass man lesend in die Realität *hineingerät*. Denn was ist lesen? Es bedeutet wohl, zu sehen, wie aus einer – eventuell fiktiven – Hypothese über die Welt *Realistisches* folgt, wobei sich dann erhellt, dass die Realität, in der man lebt, ihrerseits Konstruktion sei, jedenfalls weniger plausibel als der Text, dessen Erklärung von all jenem, was den Lesenden umgibt, vielleicht auch nicht die Wahrheit ist, aber wahr im Infragestellen. Die *Parallelwelt* ist also das, worin man sich als seiner Welt vermutete.

Gibt es das, wozu *Parallelwelt* parallel wäre? Vielleicht; aber schwerlich ist das, was Welt für uns ist, etwas von dieser Art, so eigentlich. Was ist? – – „Dasein besagt: *in einer Welt sein*.“ (HEIDEGGER 2004: 19). Nicht in *der* Welt, sondern in *einer*. Just Heidegger, der den *Jargon der Eigentlichkeit* sich leistete, wofür Adorno ihn gescholten hat, räumt dies sein. Es ist mehr, als in der Welt ist; und die ist damit kaum mehr *die* Welt. Das sagt jenes eigentümliche Unwesen, das *Literatur* ist. Das, was einem Welt war, ist also von der *Literatur* fruchtbar kontaminiert, in dieser lebt jene fort, erinnert zudem, dass diese immer schon jener darin glich, auch *Fiktion* zu sein. „(F)iguren leben, wenn sie vom Glück begünstigt sind, auch außerhalb ihrer ursprünglichen Texte weiter“ (ECO 2007: 440), aber nicht nur *Figuren*, auch *Wahrheiten*, Entwürfe dessen, was *Sinn* sei, ... Kurzum: *Texte* selbst leben nicht nur zwischen *Buchdeckeln*.

Es ist deutlich, dass *Lesen* also etwas einübt; eingesteht und befragt, dass/ob „die vielzitierten Atome [...] für mich noch immer mit *Einhornpulver* und *Saturneinflüssen* auf einer Stufe stehen.“ (SLOTERDIJK 2009: 19). Etwas in dieser Art beschreibt Robert Musil:

Wenn man gut durch geöffnete Türen kommen will, muß man die Tatsache achten, daß sie einen festen Rahmen haben: dieser Grundsatz [...] ist einfach eine Forderung des Wirklichkeitssinns. Wenn es aber Wirklichkeitssinn gibt,

und niemand wird bezweifeln, daß er seine Daseinsberechtigung hat, dann muß es auch etwas geben, das man Möglichkeitssinn nennen kann.

Wer ihn besitzt, sagt beispielsweise nicht: Hier ist dies oder das geschehen, wird geschehen, muß geschehen; sondern er erfindet: Hier könnte, sollte oder müßte geschehen; und wenn man ihm von irgend etwas erklärt, daß es so sei, wie es sei, dann denkt er: Nun, es könnte wahrscheinlich auch anders sein. So ließe sich der Möglichkeitssinn geradezu als die Fähigkeit definieren, alles, was ebensogut sein könnte, zu denken und das, was ist, nicht wichtiger zu nehmen als das, was nicht ist. Man sieht, daß die Folgen solcher schöpferischen Anlagen bemerkenswert sein können, und bedauerlicherweise lassen sie nicht selten das, was die Menschen bewundern, falsch erscheinen und das, was sie verbieten, als erlaubt oder wohl auch beides als gleichgültig. (MUSIL 1995: 16)

Man kann hier sehen, dass die Parallelwelt unser Schicksal ist, das uns in seiner Beliebbarkeit anblickt, wenn wir nicht illiterat sind; wir erkennen, wo wir scheinbar eskapistisch lesen, die „Bedingungen der Gewordenheit“, wie es bei (MENASSE 2001: 20) heißt – und also auch, dass mit den Bedingungen das, was ist (oder *sei*) instabil werden kann. Das geht nur im Spinnen von Geschichten, anders ist es wohl auch in der Philosophie nicht, die selbst dann, wenn sie wie Parmenides alles im Stillstand denkt, das doch qua Textverlauf schildert – Metaphysiken haben Konsequenzen, die (sich) auszumalen ins Narrative jedenfalls spielt.

Das stimmt schon in der subtilen Phantastik jenes Textes, der zu beschreiben sich vornimmt, aber in der Genauigkeit doch Perspektive, Erklärung und noch vieles beinhaltet, vielleicht auch gerade dort, wo er das Reale trifft, sich surreal ausnimmt. Da wird Phantastik Kritik, wie „Kritik auch eine phantastische Tätigkeit“ (KLUGE/VOGL 2009: 11) ist. Man lese Jonkes Beschreibungen, wo das Detail das Monströse offenbart; „diese penetrante Genauigkeit“ (EICHBERGER 1992: 12), wie Jonke sagt. Das klingt konkret so:

Hernach soll er (der Bürgermeister, M. H.) angeblich verblödet sein. Das weiß man aber nicht so genau. Es ist jedoch auch möglich, daß dergleichen nur geredet wird, damit es keiner glaubt. Dadurch kann darüber gestritten werden, ob der Bürgermeister verblödet ist oder nicht: die einen sagen, er sei verblödet, das beweise schon allein die Tatsache, daß man es verbergen wolle, indem man dieses Gerücht umlaufen lasse, welches nur umlaufen solle, damit keiner es glaube und keiner für möglich halte; damit wolle man verbergen, daß der Bürgermeister verblödet sei, denn, behauptet diese Partei gar nicht unrichtig, ungläubliche Wahrheit könne wiederum nur mit der selben ungläublichen Wahrheit ungläublich gemacht werden; so reden im Dorf meistens die Intellektuellen; die anderen sagen, das sei wirklich unter keinerlei Umständen möglich. (JONKE 1969: 15)

Man lese – auch etwa Herta Müller. All diese Texte zeigen, dass es nichts *an sich* gibt, und wiederum lehrt das das Lesen, durch die Sprache hindurch – „Sprache an sich gibt es nicht“ (MÜLLER 2009a: 49). Der Eskapismus, der keiner ist, hat aber noch eine zweite Qualität. Meist wird diese – wie jene der Parallelwelt – *verkehrt herum* gesehen. Es ist nämlich so, dass, wer allein ist, liest oder schreibt; aber vielleicht hilft das Lesen und Schreiben, allein zu sein, was, wenn die Masse irrt, hilfreich ist. Dann wird der Widerstand, die innere Immigration, die nun gerade kein Eskapismus ist, darin lesbar, Herta Müller etwa erzählt, sie habe, als sie „in die Einsamkeit hingetrieben“ (MÜLLER 2009a: 49) wurde, geschrieben, das Schreiben und Lesen aber macht ihre Einsamkeit heute zur überspitzt formuliert geradezu einzig möglichen Form des Verhaltens in jener Konstellation, jedenfalls zu einer starken Alternative zum fragwürdigen Konformismus ihres Umfelds.

Kurzum: Wer liest (und schreibt – Lesen ist wohl immer wenigstens ein *Mitschreiben*), der lernt, dass das, was ist, auch anders sein kann, ja, wahrscheinlich anders ist. Er entkoppelt sich, zuallerst vom Cliché seiner selbst, vom „Originalitätsrausch“, der als solcher stets damit „endet [...], daß eine persönliche Weltanschauung beschrieben wird, als finde sie naiv den Sinn des ganzen Universums“ (BACHELARD 1993: 23). Wer liest, erfährt hingegen, dass es *so einfach nicht ist*, generell; insbesondere, wer und was er ist – „eine Kraft, keine Substanz“ (BACHELARD 1993: 23). Er lernt damit die Freiräume seines Handelns kennen, die schon dort bestehen, wo der Nicht-Leser sich noch passiv wähnt. Er wird damit vielleicht asozial, im Moment, aber dann doch gerade nicht, vielleicht vielmehr Bewahrer dessen, was Gesellschaft meinen mag. Er wird zum fruchtbar-riskanten Menschen, der in der Lesecke nicht verloren sitzt, sondern das gewinnt, was Nicht-Leser zu haben nur vermeinen.

Das ist seine Arbeit; wobei das natürlich keine Arbeit ist, auch nicht *Arbeit an sich selbst*, es ist *Übung* (vgl. SLOTERDIJK 2009: 13). Das, was Arbeit sei und vermöge, lehrt die Literatur übrigens auch, in ihrer Querstellung als Übung – also in ihrer „Deautomatisierung“: „Spirituell ist die Übung, die [...] Müssen außer Kraft setzt“ (vgl. SLOTERDIJK 2009: 641), stattdessen das lehrt, was wie ein *Zaudern* erscheint. Vielleicht ist Lesen und Schreiben dies: die Geburt einer anderen Zeitökonomie, einer Verlangsamung bei Entscheidungen, auf dass diese weise getroffen werden, nicht nach dem *Zeitgeist*, sondern in einem starken Sinn *unzeitgemäß*. Diese Zeitökonomie verweist auf das Arbeiten, das Schreiben und Lektüre nicht sind, ich zitiere Robert Menasse:

Arbeit ist ein Verhängnis.

Diesen ersten Satz, der noch nicht unbedingt etwas bedeuten muss, brauchte ich aus zwei Gründen: erstens, weil man immer einen ersten Satz braucht, und zweitens, weil ich seit Stunden einen zweiten Satz habe, der aber leider nicht als erster Satz taugt. Ich brauchte also nicht nur wie immer einen ersten Satz, was schon kompliziert genug ist, sondern einen, der zu einem ganz bestimmten zweiten Satz hinführt. (MENASSE 2009b: 11)

So wird schon „die Arbeitslogik auf den Kopf“ gestellt, auch die Zeit, denn es geht ja darum, „einen ersten Satz zu finden, der dem zweiten so entspringt, dass er ihm vorangestellt werden kann, auf eine Weise, dass Sie dann glauben, dass es der zweite ist, der logisch dem ersten entspringt“ (MENASSE 2009b: 11). Das aber ist keine Arbeit, die sich zu rechtfertigen wüsste,

wo der, der sie – nicht – tut, sich einem Zweck unterordnet, anstatt ihn sich zu finden, sich Verantwortung zu (er-)finden, sich Spielraum dafür zu geben, nicht bloß Produzent und Konsument zu sein, also ein Kreislauf in größeren Kreisläufen. Wer *nur* arbeiten will und kann, der schämt sich hier, wo doch sozusagen die Anthropologie sitzt...

Ich habe – wie gesagt – Stunden damit zugebracht, Arbeitsstunden, nach denen ich aber kein Arbeitsprodukt vorweisen konnte.
Ist das korrekt? Kann man all die Stunden als Arbeitsstunden bezeichnen, in denen nicht einmal das Produkt »erster Satz« hergestellt wurde?
(MENASSE 2009b: 11)

Man kann es nicht, nicht nach den Maßstäben dessen, was sich als Arbeit geriert, weshalb sie nach ihrem eigenen Maßstab „Unfreiheit“ (MENASSE 2009b: 12) ist. Sie sagt immer, was sie doch gerade nicht einlöst, nämlich jenen Satz, der in sich Lüge ist, also nicht erst im Gebrauch zynisch:

„Arbeit macht frei“ [...] Wir Nachgeborenen haben uns [...] noch immer nicht von diesem Satz befreit, [...] und zwar deshalb, weil wir nicht diesen Satz, sondern allein die [...] Verwendung dieses Satzes durch die Nazis als Skandal ansehen. (MENASSE 2009b: 14)

Darum ist der, der liest – emphatisch liest, nicht so wie jene, die in Stasi- oder Securitate-Akten ihre Freiheit wie die ihrer Mitmenschen negieren –, auf den ersten Blick arbeitsscheu und unproduktiv, gerade in der Schule, wo der *Projektunterricht* tobt, aber zugleich der, der zu begreifen lernt, warum eine Kurzgeschichte mitunter so anheben muss: „Im Flugzeug von Wien nach Rio de Janeiro – Nein. Ich möchte neu anfangen.“ (MENASSE 2009a: 9).

Zeitverschwendung? Nein, es „gehört [...] zur Eigenart der Zeit, daß sie keine Zeit hat“ (MÜLLER-FUNK 2000: 9), wie der Leser weiß. Der Nicht-Leser fragt, wieso der Autor es nicht einfach tue, das Neu-Anfangen: *erase and rewind* – als ob der Autor das nicht viele Male getan habe. Der Leser weiß, dass nach vielen verworfenen Sätzen dieser virtuell verworfen wird, damit das Asketische, das Übende in den Text verbringend, und sei's zum Schein. Ein schönes Bild verdankt der Leser Michael Ende – dessen *Momo* ist ein Plädoyer für das Lesen und dessen, nein: *unsere* Eigenzeit (vgl. ENDE 2005: passim). Momo, die von Zeitarmut umzingelt ist, weil graue Männer, die bezeichnenderweise niemand im Gedächtnis bleiben, all die Arbeitszeit ihrer Mitmenschen qua Zigarre verkokeln, entgeht ihnen durch Langsamkeit. Diese mag mit dem Tod verbunden sein, immerhin weicht in jenem Märchenroman Meister Hora – Secundus Minutius Hora –, der der Hüter der Zeit und der Stundenblumen ist, Momos Frage, ob er der Tod sei, aus. Doch das Unentrinnbare hilft zugleich gegen das, was *nur* Management und Vermögen ist, um es zweimal etwas uneindeutig zu benennen... Die Langsamkeit ist in Kassiopeia gegeben, der Schildkröte Meister Horas, die eine halbe Stunde in die Zukunft schauen kann, ohne sagen zu können (oder zu dürfen?), was sein werde. Die Schildkröte, die in einem Mythos die ganze Welt

trägt, ist Inbegriff der Eigenzeit, sie ist gerade schnell genug, um ein Salatblatt zu erjagen (vgl. PRATCHETT 1993: 9). Wie aber kommuniziert Kassiopeia mit Momo? – Momo *liest*, was die Schildkröte zu sagen hat, von deren Rückenpanzer. Terry Pratchett, in dessen *Small Gods* ebenfalls die Schildkröte auftaucht, schreibt, der Name der „Goddess of Wisdom“ sei „Patina“ (PRATCHETT 1993: 173), was wiederum nur Leser ganz verstehen mögen... Und sein Buch endet an einem Ort der Lektüre: „TIME IS DIFFERENT HERE. IT IS ... more personal.“ (PRATCHETT 1993: 397). Das Unentrinnbare ist auch hier zugegen, doch wiederum betrachtend, fast rettend: „Death watched them walk away.“ (PRATCHETT 1993: 173). Wie anders ist es, wenn die, die sich vorm *Orakel* oder vor einem Zeichen als illiterat, als allgemein semiotisch inkompetent zeigen, mit dem Tod zu tun haben ... ! Wer keine *Parallelwelt* kennt, dem ist alles signifikant, und zwar zumindest dahingehend, dass *alles* ein *Sein* bezeichne; und nichts wäre, das nicht das prekäre Prädikat *seiend* hätte – wer nicht zu lesen weiß, der versteht ja zuwenig und sozusagen *zuviel* zugleich. Ein reicher Mann besitzt, so wird in einem Text, der eben diesen Umstand schildert, erzählt, einen Garten, worin der diesen pflegende Diener den Tod antrifft – und also zu seinem Herrn läuft. Jener möge ihm sein schnellstes Pferd geben, um ihm die Flucht nach Samarkand zu ermöglichen:

Der Kaufmann, der seinen Diener liebte, gab ihm sein schnellstes Pferd [...], und nachdem sich der Diener unter Dank und Segenswünschen davongemacht hatte, ging er zurück in seinen Garten. Dort traf er einen Jüngling von hohem Ernst und großer Schönheit an. (REZZORI 1998: 12)

Es ist tatsächlich der Tod, doch ist er zufällig da; und sein Erscheinen – vom Diener als Zeichen verstanden – setzt indirekt das Geschehen in Gang; denn der Diener fällt dem, was Baudrillard als Theorie der „*Macht des insignifikanten Signifikanten*“ (BAUDRILLARD 1992: 105) formuliert hat, zum Opfer – man ahnt, dass der Tod den Diener erblickend eine in Wahrheit absichts- und jedenfalls für den Diener *stricto sensu* bedeutungslose Geste vollführte: überrascht, jenen, den er morgen an einem so fernen Orte treffen soll, hier zu sehen... Lesen zu können, *lesend* wie gesagt *in die Realität zu finden*, indem man das als real Erkannte suspendiert, dies hätte oftmals gerettet, hier: den Diener, dessen *Fatum* er selbst wird.

Literatur ist dementgegen sozusagen prinzipiell non-fatal; ja, sie bringt es vielleicht zuweilen zu *Vollendung*, aber nicht im „auftrumpfende(n) Gestus der Vollendung“ (MENASSE 2009a: 136), nie univok, nie als *Endlösung*... Sie steht da, etwas verloren, was nicht ihr anzulasten ist – und indem sie es zu zeigen vermag, dass sie sozusagen schuldlos „Weltliteratur, für die es heute keine Welt mehr gibt“ (MENASSE 2009a: 58), sei, ist sie wichtig.

Zum Fachmann wird man durch Literatur nicht, aber zu einem, der misstraut – auch Autoren natürlich, die ja mitunter neben der Literatur – beschädigte es sie? – jene Stasi- oder Securitate-Akten schrieben, die sich mit dem, was Text ist, kaum vereinbaren lassen. Literatur ist ja wie die Akten dadurch geprägt, dass „kein einziges wahres Wort“ darin ist, „jedes Wort verzerrt“ (Spiegel 2009: 31), bloß, dass die Literatur dies weiß; sie ist darin wahr, jeden Bericht schon als Parallel-Welt zu sehen, als künftiges Kuriosum, die Welt als

Summe solcher Kuriosa... *Priesterlich* ist das Amt des Schreibenden – und allgemein das der Kunstschaffenden – also nicht, gerade nicht:

Daß Künstler mehr als andere Menschen fähig seien, „existenzielle“ Probleme zu erfassen, das Herz der Dinge zu erkennen und die Zukunft heraufzuführen, ist ein ständiger Topos der heutigen Kunstbegleithetorik, ihre aussagenlogische Schnittmenge gewissermaßen (und eine gebräuchliche Legitimationsformel der Kulturpolitik). Zugleich weiß natürlich jeder, daß dies nur ein animistischer Mythos ist [...], und nach diesem Wissen handelt er auch, selbst wenn er vorgibt, den Mythos zu glauben und ihn vielleicht selber fortspinnt. Ein Blick auf das Alltagsleben genügt, um (das) zu sehen [...]. Hat nämlich jemand tatsächlich sogenannte „existenzielle“ Probleme (d. h. wenn es ihm irgendwie schlecht geht), so geht er zum Arzt, zum Psychologen, auf die Bank um einen Kredit, zum Scheidungsanwalt, vielleicht auch noch zum Herrn Pfarrer. [...] Und niemand käme im Ernst auf die Idee, Probleme der Ökonomie, der Außen-, der Sicherheits- oder der Sozialpolitik, der Ökologie oder der Menschenrechte oder auch nur Fragen der Geschichte und deren „Aufarbeitung“ Künstlern anzuvertrauen. Dafür gibt es Ökonomen, Politologen, Juristen und Historiker. (BURGER 1999: 6)

Der Autor wird es auch nicht beanspruchen, Priester zu sein, was ihn dann doch schon eher konsultieren lässt, als jene, die als Obskurantisten dennoch Berater der Mächtigen sind – da ist es zu optimistisch, zu sagen, *niemand käme im Ernst auf die Idee, Probleme der Ökonomie etc. Künstlern anzuvertrauen*: Richtiger ist, „(d)ass man in einer Welt lebt, in der politische Entscheidungen von größter Tragweite nach dem Tageshoroskop getroffen werden“, wie es bei Ronald Reagan der Fall war, „nach Konsultierung des Hofastrologen“, was Mitterand praktizierte, oder inspiriert nun doch, aber zu Unrecht, „aus der SF-Literatur“ (BREUER 2009: 34). Deshalb ist der Autor dem Leser weniger verpflichtet, als vielmehr dieser ihm: freilich zu Unglauben, gegenüber allem allerdings. Also ist das, was die Lektüre gebiert, ein Sinn für eine Welt, die erzählt entweder eine Utopie ist, worin eher sich leben lässt; oder auch „eine geheimdienstlich beglaubigte Schreckensfrazze der Welt“ (RADISCH 2009: 50) ist – doch gerade darum vielleicht neu erfunden wird. Der Autor „ist ein Geheimdienstchef in eigener Sache“ (SCHNEIDER 2009: 13), aber nicht *nur* in *eigener*, und er erfindet bessere Welten, wie er die sie hindernden Verschwörungen aufdeckt, mit einem prekären Gemisch aus Metanoia, aber auch Paranoia. Daraus folgen Krisen, Unterbrechungen dessen, was normal schien. Die Unterbrechung entsteht im Lesen; und dieses ist zugleich die Unterbrechung, die zu lesen ist – wie der Wandel dessen, worin diese Krise qua Lektüre nun sitzt. Man liest, um dann nicht mehr zu verstehen, sozusagen, und vielleicht später anders. Lesen lehrt, dass manches so, wie es sein soll, unbegreiflich ist, also jedenfalls anders ist. Manche Vokabel scheinen nur dazu zu dienen, das vergessen zu machen – Literatur wandelt sie, oder sie klagt sie an, indem sie sie zeigt, so im Falle des in der Literatur alsbald unheimlichen Wortes *Heimat*.

Ohne Verklärung läßt sich das Wort „Heimat“ gar nicht gebrauchen. [...] Seine Identitätsstiftung war eine Täuschung. (MÜLLER 1997: 214)
Wenn ich mich zu Hause fühle, brauche ich keine „Heimat“. Und wenn ich mich nicht zu Hause fühle, auch nicht. [...] Das ist „Heimat“. (MÜLLER 1997: 219)

Herta Müller hat diesen *FREMDEN BLICK* formuliert, wonach Heimat einfach das Vergessen der Lügen ist, die unser Sein konfigurieren. Realistisch darin ist, wieder „nichtige Dinge mit wichtigen Schatten“ (MÜLLER 1999: 9) zu sehen; und das lehrt ihre Literatur, sie ist darin *Text par excellence*. In ihrem mit Oskar Pastior eröffneten Roman *Atemschaukel* ist der Unglaube auch einer, der die Mittelbarkeit betrifft: „Ich fing an, in das Diktandoheft zu schreiben. Das erste Kapitel hieß: VORWORT. Es begann mit dem Satz: Wirst du mich verstehen, Fragezeichen. Mit dem Du meinte ich das Heft.“ (MÜLLER 2009c: 281).

Hier sei aber auch noch eine andere unbequeme Eigenschaft erwähnt: dass dann doch verstanden wird. Manchmal nicht sofort, aber irgendwann eben doch. Dann wird das Medium der Schrift zum prophetischen Vermögen.

Dichter schreiben nicht nur, wie viele andere, die schreiben und reden, weil sie glauben, dass sie etwas zu sagen haben, sondern ebensowohl, damit sie etwas zu sagen haben, etwas, das ihnen die Sprache, der sie es ablauschen, zuträgt und erst zu sagen ermöglicht. (FREY 2005: 40)

Spöttisch, aber nicht *nur* spöttisch lautet diese Beobachtung bei Wilhelm Busch so: „Gedanken sind nicht stets parat, / man schreibt auch, wenn man keine hat.“ (BUSCH 1960: II/867). Das unterscheidet den Schriftsteller vom geheimdienstlichen Archivar; der weiß, was er sucht – und findet er es nicht, oder will es nicht gefunden haben, da der gesellschaftliche Kontext nicht mehr gegeben ist, vergisst er. Da ist die Schrift der Literatur, die man später versteht, noch präsent, penetrant erinnert sie sich. Herta Müller hat nicht vergessen können, weil die Texte es nicht konnten, das macht sie – mit anderen Qualitäten – zur Literatin; sie zeigt, was andere vergessen wollen, und außerdem, *dass* und *wie* jene vergessen wollen, etwa durch ihre Arbeit an den Akten über sie (vgl. MÜLLER 2009b: passim). Da triumphiert das Lesen über die Verleugnung der Schrift.

Misstrauen sollte man allen, die grundsätzlich den mündlichen Befehl der schriftlichen Auseinandersetzung vorziehen. Lesen gestattet hier Leerstellensensibilität – zu sehen, was ungesagt blieb, zu sehen auch, dass, was eben notwendig erschien, auf dem Papier nur noch Behauptung ist. Auf dem Papier sieht man solche Details wie den Gebrauch logischer Bindewörter – und, ob er stimmt. Stimmt er nicht, so stimmt vielleicht auch die Intention nicht, also auch womöglich nicht die Unter- oder gar Anweisung ...: „Je integraler eine Macht, um so stummer ihr Kommando.“ (ANDERS 1988: 145).

Schweigen wird immer zu etwas von dieser Art, zu einem oftmals bequemen Unvermögen von unten und einer noch bequemeren Verantwortungslosigkeit von oben. Von einem österreichischen Rechtspopulisten, der mittlerweile verstorben ist, sagte das ein Kritiker deutlich: Jener springe einfach „zwischen den Theorien, je nachdem, was ihm passt.“ (Rudolf Burger,

zitiert in KRAWAGNA-PFEIFER 1999: 2) Es wundert nicht, dass der Leser der Politik einer bestimmten Prägung suspekt und sogar zuwider ist. Eine Buchbesprechung Burgers formulierte die Rache hierfür:

Dieser Tage ist Caspar Einems „Weißbuch zur Hochschulbildung in Österreich“ erschienen. Weil sein „Zugang zur Bildung keineswegs ein bloß philosophischer oder gar ideologischer“ ist, versteht es sich als „Beitrag zu einer vertieften Diskussion über Hochschulbildung“. Sein Geist ist jung, dynamisch, kreativ und es hat 96 Seiten. Die Wörter „Wahrheit“ und „Erkenntnis“ kommen nicht vor. (BURGER 1998: 23)

Dieses *Weißbuch* spielt einer Infantilisierung zu, einer Sprachlosigkeit vor dem Sein, das zu lesen und lesend zu diversifizieren dem Reden freilich zugrundeliegen muss. All die Fähigkeiten, die Lesen und Schreiben mit sich bringen, sind irgendwie auch störend, für jede Obrigkeit, und wer wenn nicht diese würde bestimmen, was Bildung sein solle? – – Eltern, Lehrer, der Staat würden das Lesen als solches befördernd und lehrend an allem rütteln, was sie in ihrer Position stützt. Das ist zu sagen, vor eben jenen. Vielleicht ist das eine Überforderung, müssen prinzipiell, weil man, was ich sage, ahnt, so viele Bücher im Kinderzimmer unter der Decke und im Lichte einer Taschenlampe verschlungen werden, wie auch über Grenzen geschmuggelt, still und heimlich kopiert, gut versteckt, ehe sie gelesen werden. Ein wenig mag das *immer* der Fall sein. Die Schriftsteller, die dieses Schmuggeln beherrschen, zuvörderst zwischen Parallelwelten, wie wir sahen, wurden darum zynisch oft Opfer ihrer Fähigkeit, von der Obrigkeit „schlecht toleriert“: „Literaturen im Exodus, Literaturen im Exil, Literaturen in der Fremde, Literaturen, die fremd in ihrer eigenen Sprache sind, klandestine Literaturen, Literaturen im Widerstand, verbotene Literaturen, Literaturen außerhalb des Gesetzes und ortlose Literaturen“ (DERRIDA 1994: 20) darum schreibend.

Vielleicht ist das unvermeidlich; sicherlich aber müssen wir uns davor schützen, vor der Obrigkeit, und zwar gerade auch jener, die wir tagtäglich selbst sind. Man muss kein bornierter Christ sein – nein, *kann* es nicht sein, insofern diesen Begriffen ein immanenter Widerspruch eignet, „erst im Sakrileg zeigt sich, was einer ernst nimmt“ (ENZENSBERGER 2009: 796) – um zu glauben, dass das Selbst, das wir *haben*, von jenem divergiert, das wir *sind*, was für den, der zu lesen versteht, heißt: *wären* und *werden*. Die „Dinge (sind) in Gott lebendiger [...] als in sich selbst“ (BALTHASAR 1962: 297) – zweifelsohne in einer Schriftreligion ...! Schreiben und Lesen lehren die Nicht-Identität von A und A, sind jenseits eines Dogmas Praxis der Transsubstantiation, mit dem hier entwickelten Bild: generieren Parallelwelten aus Akkuratess, also eine stringente Phantastik, was dann alles ändert, vor allem die Arbeit, die zur transzendenten Übung wird – allenfalls travestiert von dem, was sich sonst Arbeit schimpft. Zeit, die diese einst segmentierte, wird nun in virtueller Zeitverschwendung entdeckt, nämlich als die Ausbreitung des Textes, der eben nicht eine Aufgabe erfüllt, oder besser: diese und sich als Provisorium für sie formuliert... Das Provisorium provoziert das Lesen schon im und sowieso nach dem Schreiben, zur Ruhe kommt man hier nicht mehr, wiewohl eine andere Art von Ruhe natürlich vonnöten ist – eben jene, die der *chronos* nicht hat, der kurioserweise an seinem Getriebe scheitert, nämlich: wo *negotium* in *negotiate* fortlebt...

Die Unruhe dieses potentiell wahren Lebens lehrt die Lektüre. Wir sind ihr als Philologen verpflichtet, zur philologischen Entpflichtung; wir werden ihr gerecht, indem wir selbst lesen – und, indem wir jene das Lesen lehren, die sonst *unter anderem uns* ausgeliefert wären. Lernen und lehren wir Grammatik, denn es besteht im „Grammatischen an sich [...] eine Dynamik“ (GÖRNER 2002: 541); und lernen und lehren wir genau zu lesen, die „Kunst der Aus- und Fluchtwege“ (KLUGE/VOGL 2009: 19)! In den literarischen Parallelwelten, die letztlich keinen *Eskapismus* kennen, sondern *reale* Fluchttunnel und Alternativrouten lehren, haben wir, was die eigene Welt ist – als bewohnbare.

Literaturverzeichnis:

- ANDERS, Günther (1988): Die Antiquiertheit des Menschen. Bd 2: Über die Zerstörung des Lebens im Zeitalter der dritten industriellen Revolution. München: C. H. Beck (= Beck'sche Reihe 320).
- BACHELARD, Gaston (1993): Epistemologie. Übers. v. Henriette Beese, hrsg. v. Dominique Lecourt. Frankfurt a. M.: Fischer Taschenbuch Verlag (= Fischer Taschenbuch 11703 Fischer Wissenschaft).
- BALTHASAR, Hans Urs von (1962): Herrlichkeit. Eine theologische Ästhetik. Bd. II: Fächer der Stile. Einsiedeln: Johannes Verlag.
- BAUDRILLARD, Jean (1992): Von der Verführung. Übers. v. Michaela Meßner. München: Matthes & Seitz Verlag (= Batterien 48).
- BREUER, Stefan (2004): Die neueste Checkliste des Wahnsinns. In: Frankfurter Allgemeine Zeitung, Nr. 275, Do., 26. Nov. 2009, S. 34.
- BURGER, Rudolf (1998): Buchbesprechung. In: Der Standard, Do., 23. Juli 1998, S. 23.
- BURGER, Rudolf (1999): Denken und Gedenken. In: Lektüre. Ein Wespennest-Reader. Hrsg. v. Walter Famler u. Bernhard Kraller. Wien: Wespennest, S. 6-11.
- BUSCH, Wilhelm (1960): Historisch-kritische Gesamtausgabe. Hrsg. v. Friedrich Bohne. Wiesbaden und Berlin: Vollmer.
- DERRIDA, Jacques (1994): Deplazierte Literaturen. Für einen internationalen Widerstand der Schriftsteller jenseits des alten Weltbürgertums. Übers. v. Jörg Lau. In: die tageszeitung, Nr 4461, 5. November 1994, S. 20-21.
- ECO, Umberto (2007): Übersetzen als Verhandeln. Übers. v. Burkhart Kroeber. In: Sprache im technischen Zeitalter, Nr. 184, Dezember 2007, S. 434-441.
- EICHBERGER, Günter (1992): Die Phantasie als Sinnesorgan. Gert Jonkes Antworten auf nicht gestellte Fragen: Eine Mitschrift. In: Gert Jonke. Hrsg. v. Daniela Bartens u. Paul Pechmann. Graz/Wien: Literaturverlag Droschl (= Dossier 11), S. 9-18.
- ENDE, Michael (2005): Momo oder die seltsame Geschichte von den Zeit-Dieben und von dem Kind, das den Menschen die gestohlene Zeit zurückbrachte. Ein Märchen-Roman. Mit Bildern des Autors. Stuttgart/Wien: Thienemann.
- ENZENSBERGER, Hans Magnus (2009): Scharmützel und Scholien. Über Literatur. Hrsg. v. Rainer Barbey. Frankfurt a. M.: Suhrkamp (Suhrkamp Quarto).
- FREY, Hans-Jost (2005): Übersetzung als Metapher. In: Vom Glück sich anzustecken. Möglichkeiten und Risiken im Übersetzungsprozess. Hrsg. v. Martin A. Hainz. Wien: Braumüller (= Wiener Arbeiten zur Literatur, Bd 20), S. 39-43.
- GÖRNER, Rüdiger (2002): Lob der Grammatik. In: Merkur, Nr. 638, Juni 2002, S. 540-544.
- HEIDEGGER, Martin (2004): Gesamtausgabe. III. Abteilung: Unveröffentlichte Abhandlungen – Vorträge – Gedachtes. Bd. 64: Der Begriff der Zeit. Hrsg. v. Friedrich-Wilhelm v. Herrmann. Frankfurt a. M.: Vittorio Klostermann.
- JONKE, Gert (1969): Geometrischer Heimatroman. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- KLUGE, Alexander/VOGL, Joseph (2009): Soll und Haben. Fernsehgespräche. Zürich/Berlin: diaphanes.
- KRAWAGNA-PFEIFER, Katharina (1999): Nach der „Wahl der Gefühle“. In: Der Standard, Mi., 13. Okt. 1999, S. 2.

- MENASSE, Robert (2001): Die Vertreibung aus der Hölle. Roman. Frankfurt a. M.: Suhrkamp Verlag.
- MENASSE, Robert (2009a): Ich kann jeder sagen. Erzählungen vom Ende der Nachkriegsordnung. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- MENASSE, Robert (2009b): Permanente Revolution der Begriffe. Vorträge zur Kritik der Abklärung. Frankfurt a. M.: Suhrkamp (= edition suhrkamp 2592).
- MÜLLER, Herta (1997): Heimat oder Der Betrug der Dinge. In: Kein Land in Sicht. Heimat – weiblich? Hrsg. v. Gisela Ecker. München: Wilhelm Fink, S. 213-219.
- MÜLLER, Herta (1999): Der Fremde Blick oder Das Leben ist ein Furz in der Laterne. Göttingen: Wallstein (Göttinger Sudelblätter).
- MÜLLER, Herta (2009a): Ich hatte so viel Glück! Gespräch mit Ulrich Greiner. In: Die Zeit, Nr. 43, 15. Okt. 2009, S. 49.
- MÜLLER, Herta (2009b): Cristina und ihre Attrappe oder Was (nicht) in den Akten der Securitate steht. Göttingen: Wallstein (Göttinger Sudelblätter).
- MÜLLER, Herta (2009c): Atemschaukel. Roman. München: Carl Hanser.
- MÜLLER-FUNK, Wolfgang (2000): Zeit: Mythos, Phantom, Realität. Einleitung. In: Zeit. Mythos · Phantom · Realität. Hrsg. v. Wolfgang Müller-Funk. Wien/New York: Springer, S. 9-11.
- MUSIL, Robert (1995): Der Mann ohne Eigenschaften. Erstes und zweites Buch. Hrsg. v. Adolf Frisé. Reinbek b. Hamburg: Rowohlt Taschenbuch Verlag (= rororo 13462).
- PRATCHETT, Terry (1993): Small Gods. A Discworld Novel. London: Corgi Books.
- RADISCH, Iris (2009): Allegorien des gefrorenen Lebens. In: Die Zeit, Nr. 43, 15. Okt. 2009, S. 50.
- REZZORI, Gregor von (1998): Maghrebinische Geschichten. Reinbek b. Hamburg: Rowohlt Taschenbuch Verlag (= rororo 10259).
- SCHNEIDER, Wolfgang (2009): Lesen mit offenem Hirn. In: Deutscher Buchpreis 2009 Longlist. Lesepröben. Hrsg. v. N. N. s. l.: Börsenblatt, S. 9-17.
- SLOTERDIJK, Peter (2009): Du mußt dein Leben ändern. Über Anthropotechnik. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- SPIEGEL, Hubert (2009): Die Akte Christina. In: Frankfurter Allgemeine Zeitung, Nr. 247, Sa., 24. Okt. 2009, S. 31.

FILIP CHARVÁT

Warum Gadamer?

Zur Aktualität von Gadamers Ästhetik und Poetik

Der folgende Beitrag stellt die Frage nach der Aktualität Gadamers für die gegenwärtige Literaturtheorie. In einem ersten Teil wird das Hauptanliegen von Gadamers Philosophischer Hermeneutik im Hauptwerk „Wahrheit“ und Methode deutlich gemacht und erklärt, warum für jenes die Poetik von solch zentraler Bedeutung ist. Im zweiten Teil werden drei Richtungen der Gadamerrezeption in der neueren Literaturtheorie skizziert – nämlich die Tendenz der literarischen Hermeneutik Gadamers Werk nicht als Interpretationslehre, sondern nur als Theorie des Verstehens zu betrachten, weiter die Ablehnung von Gadamers Verteidigung eines einheitlichen Sinnes des Kunstwerks in der postmodernen Literaturtheorie und schließlich die Übernahme einzelner Theoreme Gadamers im Rahmen der literaturgeschichtlich ausgerichteten Rezeptionsästhetik von Jauß. Im abschließenden dritten Teil wird in Abgrenzung zur Rezeptionsästhetik der Vorschlag gemacht, Gadamers Ästhetik und Poetik konsequent als eine Theorie des Lesens zu rekonstruieren und darauf hingewiesen, dass in der komplexen Struktur des Leseprozesses verschiedene in ihrem Charakter entgegengesetzt wirkende Momente von Gadamers Theorie integriert werden können.

1 Zum Stellenwert von Ästhetik und Poetik in Gadamers Hauptwerk *Wahrheit und Methode*

Hans Georg-Gadamer ist im Jahre 1900 in Marburg geboren und 2002 in Heidelberg gestorben. In Anspielung auf einen zentralen Terminus des späten Heideggers ließe sich in seinem Falle von einem Jahrhundertereignis sprechen. Wichtiger als seine Zeitzeugenschaft ist freilich die Tatsache, dass Gadamers Name synonym für die Richtung der ‚philosophischen Hermeneutik‘, eines der Paradigmen modernen Denkens überhaupt, steht.

Gadamer hat als Vor- oder Gegenbild auf eine Vielzahl philosophischer Strömungen Einfluss genommen. Nicht unerheblich ist z. B. seine Bedeutung für die sozialwissenschaftlich ausgerichtete ‚Theorie des kommunikativen Handelns‘ von Jürgen Habermas.¹ Auch im

¹ Die neuere Entwicklungen und Modifikation der philosophischen und anderer Hermeneutiken vollzieht sich seit 1960 regelmäßig in mehr oder minder kritischer Auseinandersetzung mit Gadamers Entwurf – z. B. durch die Rezeptionsästhetik, die meint entgegen Gadamer den reale Möglichkeiten antizipierenden Charakter von Literatur betonen zu müssen (Karl Robert Jauß, Wolfgang Iser) oder durch Paul Ricoeurs Versuch einer Verbindung von hermeneutischen mit strukturalistischen Ansätzen (vgl. RICOEUR 1973) oder schließlich durch das Bemühen, statt Gadamer Schleiermacher als Vermittler zwischen Hermeneutik und Dekonstruktion neu zu interpretieren (Manfred Frank). Während die Diskussion um Gadamers Hermeneutik in den 70er Jahren besonders entlang der Scheidelinie zur Ideologiekritik und anderer sozialgeschichtlicher Ansätze verlief (vgl. LEIBFRIED 1980), konzentrierte sich diese in den 80er und 90er Jahren eher auf die texttheoretische Kontroverse zwischen Dekonstruktion und Hermeneutik (vgl. RUSTERHOLZ 1996).